

Für unsere Kinder

Nr. 15 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Einem Kinde. Von Cäsar Flaischlen. (Gedicht.) — Ueber den Grenzen. Von Ernst Almsloh. — Maiseier der Kleinen. Von Ludwig Hand. (Gedicht.) — Aus der römischen Geschichte. (Schluß.) — Arria. Von Karl Gerol. (Gedicht.) — Der Teufel und der Bogt. Ein nordisches Märchen. — Mama Maus. Von Emma Dölg. (Gedicht.)

○ ○ Einem Kinde.* ○ ○

Von Cäsar Flaischlen.

Sei nicht traurig,
sei nicht traurig . . .
es ist heute nur
so trübe,
es ist heute nur
so schwer.

Morgen blüht die Sonne wieder,
leuchten Rosen weiß und rot,
und mit lauter Lerchenliedern
jubelt's in den hellen Morgen,
jubelt's in den blauen Himmel
siegreich über Leid und Not . . .

Quillt und schwillt mit jungen Kräften,
quillt und schwillt mit junger Lust
lebenswarm dir in die Brust;
weckt und wappnet deine Seele
glaubensfroh zu neuer Wehr . . .

Sei nicht zag drum,
sei nicht traurig . . .
es ist heute nur
so trübe,
es ist heute nur
so schwer!

○ ○ ○

Ueber den Grenzen.

Als wieder einmal der alte Streit zwischen seinen Eltern und den Nachbarleuten losbrach, schlüpfte Ludwig schnell durch die Hof-

tür und kletterte die schmale, steile Treppe zum Boden hinauf.

Fast in jedem Frühjahr, wenn die Gärten wieder insstand gesetzt wurden, fochte in Ludwigs Vater der alte Groll über den schmalen Streifen Erde auf, den ihm der Nachbar angeblich vor sieben Jahren weggenommen haben sollte, als er eine neue Einfriedigung um seinen Garten zog. Es war zwar nur die halbe Breite eines Spatenstichs, die der Nachbar zu weit auf seines Vaters Grundstück gekommen war, und Ludwig konnte gar nicht begreifen, warum der Vater darüber stets in solchen Zorn geriet, wenn das Gespräch darauf kam, oder wenn er im Garten arbeitete. Die beiden Nachbarn kamen auch sonst ganz gut miteinander aus, besonders im Winter, wenn es im Garten nichts zu tun gab. Dann kamen sie oft genug zusammen von der Arbeit heim, oder sie gingen zusammen in die Versammlung. Aber sobald der Vater im Frühjahr den Spaten und die anderen Gerätschaften aus der Ecke des Ziegenstalls holte, wußte Ludwig auch, was bevorstand.

„Anzeigen müssen hätte ich den Kerl damals — — ich reiße ihm den Zaun doch noch runter — — von meinem Erbe einfach einen halben Meter abstechen — — das lasse ich mir nicht gefallen — —“

So waren die Redensarten, mit denen der Zorn begann. Der Nachbar antwortete dann auf das Geknurr und sagte wohl gar, daß er Ludwigs Vater gern noch mal so viel Grund und Boden wiedergeben wollte, wenn er den Zaun wieder einmal erneuern müßte, und daß er doch jetzt nicht den guten Zaun um nichts und wieder nichts abreißen könnte, daß er so dumm nicht wäre, und daß doch nicht so viel Wesens um das bißchen lumpige Erde gemacht werden sollte. Bald gab ein Wort das andere, und Schimpfreden klangen darein. Auch die Frauen gaben ihren Senf dazu, und mit roten Köpfen und ergrimmtten Gemütern zogen sich schließlich die Männer in ihre Häuser zurück. Wochenlang sahen sich die Familien dann gegenseitig nicht an; selbst Ludwig durfte während dieser Zeit nicht mit Nachbars Karl und Lilli spielen.

Traurig stand der Junge am Bodenfenster und schaute in die fliehenden Aarten, weißen

* Aus „Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens“. Gesammelte Gedichte, Brief- und Tagebuchblätter. Von Cäsar Flaischlen. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Wolken. Er wußte, nun begannen wieder die traurigen Wochen, in denen im Hause Gedrümme und auf der Straße Unfrieden war. Hin und wieder drang ein Scheltwort zu ihm hinauf. Aber je länger er in die weite blaue Ferne sah, um so mehr versank die Gegenwart um ihn.

Er fühlte, wie ihn eine weiche Hand anfaßte. Als er sich erschrocken umschaute, sah er eine schöne Frauengestalt neben sich stehen. Eine solche herrliche Frau hatte Ludwig noch nie gesehen. Aus ihrem Blick sprach Güte und Milde, Reinheit und Weisheit; von ihren Schultern herab wallte ein weicher, weißer Mantel; am Rücken trug sie zwei schimmernde weiße Flügel.

„Ich bin der Frieden,“ sagte sie mit einer sanften, klingenden Stimme zu Ludwig, „komm mit mir, gib mir die Hand.“

Ludwig erschraf, als er daran dachte, daß er heute stundenlang Murren gespielt und hernach seinem Vater beim Umgraben des Gartens geholfen hatte. Wie mußten seine Hände aussehen! Die faßte die schöne Frau mit ihren reinen weißen Händen sicher nicht an.

Aber als er einen scheuen Blick auf seine Hände warf, sah er zu seiner freudigen Überraschung, daß sie ebenso weiß und rein wie die der schönen Frau waren. Und — er wollte seinen Augen nicht trauen — auch gerade solch ein weißes Gewand hatte er an. Und das Wunderbarste war: er fühlte, wie er keinen Boden mehr unter den Füßen hatte, wie er mit sanften Flügelschlägen davongetragen wurde.

Er war erst einige Meter hoch geflogen, gerade über der Grenze zwischen seinem Elternhaus und dem Nachbarhaus befand er sich. Er sah den Zaun und den schmalen Streifen Erde, um den der Hader ging, er sah die beiden Väter mit wütenden Geberden und zornigen Blicken sich anschreien und die Mütter mit den Schürzen vor den Augen weinen. Er wollte ihnen zurufen, daß sie sich doch nicht länger streiten möchten, aber seine Stimme drang nicht bis nach unten, und die Streitenden sahen ihn auch wohl gar nicht.

Und mit sanften Flügelschlägen ging es höher hinauf. Jetzt befanden sie sich in der Höhe des Kirchturms, und verwundert schaute Ludwig unter sich. Mit einem Blick konnte er die ganzen Häuser überschauen. Auch sein Elternhaus sah er noch. Aber wie klein war es. Und bei den Streitenden konnte er nicht mehr erkennen, ob ihre lebhaften Bewegungen

dem Ärger oder der Fröhlichkeit entsprangen. Von dem Zaune und dem schmalen Erdstreifen sah Ludwig nichts mehr. Wie winzig mußte er doch sein! Wie gleichgültig schien es Ludwig, ob der Streifen zu seines Vaters Hause oder zum Nachbarhaus gehörte.

Aber die Landstraße sah Ludwig jetzt unter sich, die sein Heimatdorf mit dem Nachbarort verband. Sie sah von dieser Höhe aus wie ein liebliches weißes Band mit grünen Rändern, das zwei gute Freunde miteinander verbindet.

Ludwig sah die Frau, die ihn schwebend an der Hand hielt, fragend an. Sie lächelte leise und herzlich.

„Ich weiß, was du denkst. Auf dieser Straße seid ihr Jungen von Adorf so oft losgezogen, um euch mit den Jungen von Bedorf zu prügeln, weil ihr glaubt, es muß so sein. Jeder Adorfer ist ein Feind jedes Bedorfers, weil die Väter schon Feinde waren und die Großväter. Und warum? Weil sich die Urgroßväter nicht wegen des Grenzsteines einigen konnten. Siehst du den Stein da unten? Nein? Es ist auch so gleichgültig, ob er da oder dort steht. Sonne und Regen kümmern sich nicht darum, ob der Acker, den sie erwärmen und tränken, zu Adorf oder Bedorf gehört.“

Und mit sanften Flügelschlägen ging es höher hinauf. Mit einem Blick sah Ludwig jetzt Hunderte von Dörfern und viele Städte, und in der Mitte sah er eine große schöne Stadt mit vielen Türmen und Spitzen. Aber so klein sah alles aus, als ob es Kinderspielzeug wäre.

„Das ist die Hauptstadt,“ sagte die Frau zu Ludwig, „und das andere sind die vielen kleinen Städte und Dörfer des Landes. Aber nicht alle, die du siehst, gehören zu deinem Lande. Auch zum Nachbarlande zählen schon viele, und die vielen Spitzen und Türme, die du dort ganz hinten in der Ferne — siehst du? — dort, wohin ich mit dem Finger zeige — auftauchen siehst, gehören schon zur Hauptstadt des Nachbarlandes. Siehst du eine Grenze zwischen den Ländern? Nein? Es ist auch von hier aus keine zu sehen, und in Wirklichkeit gibt es auch keine Grenze mehr, denn beide Länder gehören ja zu einem großen Reiche. Aber früher, vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren, da lebten die beiden Länder in grimmigem Streit, da zankten sich die Großen und Kleinen in den beiden Ländern, und es ist auch Blut geflossen. Nun sind die Länder vereinigt, sie haben nur noch verschiedene

Namen. Aber ein wenig Arger ist auf beiden Seiten übriggeblieben. Du weißt ja, wie dein Vater über die Leute jenseits der weißgelben Grenzpfähle redet, wie er sich und seine Landsleute für was Besseres hält, bis ihm deine Mutter sagt, daß sie ja eigentlich aus jenem Lande stammt."

Wie weitete sich Ludwigs Blick! Wie klar wurden ihm Dinge, die er früher gar nicht verstanden hatte! Wie lächerlich kam ihm der Streit zwischen den Fürstentümern männlicher und weiblicher Linie vor, wenn er von hier oben sah, wie winzig sie beide waren im Vergleich zu dem unermesslichen Land, das sich um sie herum erstreckte.

Und mit sanften Flügelschlägen ging es höher hinauf.

Tausende von Städten, Hunderttausende von Dörfern sah Ludwig wie winzige Pünktchen unter sich liegen.

"Wenn wir uns jetzt gerade an dieser Stelle senkrecht auf die Erde hinabließen, weißt du, wohin wir dann kämen?"

Ludwig schüttelte den Kopf.

"Wir kämen gerade auf die Grenze zwischen dem großen Reiche, zu dem du gehörst, und dem großen Nachbarreiche nieder, und gerade an die Stelle, wo vor vielen Jahren die letzte fürchterliche Schlacht gekämpft worden ist, bei der Tausende von blühenden Menschen, von Vätern, Brüdern und Söhnen gefallen sind. Du hörst so oft in der Schule, daß auch ihr bereit sein müßt, diese Grenze wiederum mit Gut und Blut zu verteidigen, wenn es den Erbfeind gelüsten sollte, die alten Grenzstreitigkeiten aufs neue zu beginnen und den kostbaren Boden des Vaterlandes anzugreifen. Siehst du etwas von der Grenze?"

Ludwig schüttelte den Kopf und suchte sein Gesicht zu verbergen.

"Warum wirst du so rot und verlegen?" fragte die schöne Frau. "Du brauchst dich nicht zu verstecken, ich sehe dich doch und ich lese in deinem Herzen wie in einem offenen Buche. Willst du's mir sagen?"

"Ich schäme mich."

"Und weswegen schämst du dich?"

"Wegen meines Lehrers und — und —"

"Nun, und?"

"Wegen meines Vaters und seines Streitens mit dem Nachbar."

"Du brauchst dich dessen nicht zu schämen. Sie können nicht dafür, daß sie so denken. Wer immer unten im Tale bleibt, erfährt niemals, wie eng sein Horizont ist, wie kurz sein

Blick, wie winzig der kleinliche Streit der Menschen."

Und mit sanften Flügelschlägen ging es höher hinauf.

Da schien es Ludwig, als ob all die Reiche mit ihren vielen Tausenden von Städten und Dörfern in einem wunderbaren, weichen, smaragdgrünen Bette lägen, das sich nach allen Seiten bis ins Unendliche ausdehnte.

"Das ist das Meer, das schöne, große Meer, das kostbare Band zwischen den Erdteilen."

Und als sie noch höher flogen, sah Ludwig in der Ferne neues Land auftauchen, das immer größer wurde, so daß ihm bald das Meer wie eine große, gewaltige Brücke von Land zu Land vorkam.

"Wenn wir uns jetzt niederlassen würden, so kämen wir gerade auf den spitzen Bug eines furchtbaren Kriegsschiffes, das durch das Meer pflügt, um ein anderes Kriegsschiff zu ereilen und in den Grund zu bohren. So wird das schöne Meer, dieses smaragdgrüne Band des Friedens, das die Länder zusammenhält, entweiht durch die kleinlichen Streitigkeiten der Menschen. Erinnerst du dich noch daran, als du vorhin über der Landstraße zwischen Aborf und Bedorf schwebtest und dabei an euren Zank mit den Bedörfern dachtest? Du mußt dich beschämt lachen. Es wird auch für die Menschheit eine Zeit kommen, in der sie beschämt darüber lacht, daß sie einst, einst, in grauer Zeit, das schöne Meer durch blutigen Streit und wilden Massenmord entweihte."

Ludwig kam sich wie ein alter Mann vor, der sehr viel im Leben erlebt und sehr viel aus Büchern gelernt hatte, so klar konnte er denken, so natürlich leuchtete ihm alles ein, was ihm die schöne Frau an seiner Seite sagte. Daß er eigentlich ein kleiner dummer Junge war, vermochte er sich gar nicht mehr vorzustellen.

"Aber weiter dürfen wir nicht steigen! Schau unter dich! Siehst du, wie die Erde sich wie ein gewaltiger Ball wölbt? Wir müssen uns an sie halten, wenn sie uns nicht davonsaufen soll. Sonst landen wir auf irgend einem anderen Sterne. Oder möchtest du dahin?"

"Nein, nein, ich möchte zurück zur Erde, zu den Menschen, ich will ihnen sagen, daß sie den Streit lassen, daß sie sich in Frieden ihres Glückes auf Erden freuen sollen —"

"Schön, das ist brav von dir. Nun wirf noch einen Blick in den Weltenraum, wie sich in unendlichen Entfernungen gewaltige Kugeln drehen und pfeilschnell dahinsausen, und das

Zahrillionenlang, unaufhörlich, nach ewigen, ehernen Gesetzen — — und dann fasse mich fest an, wir sinken mit ungeheurer Schnelligkeit nach unten — — halt, halt, hier wollen wir einen Augenblick verweilen, sieh mal dort das grüne Pünktchen — siehst du es? Was es ist? Ein Lustschiff, die neueste Erfindung von euch Menschen.“

„Gi, ei, das wollte ich schon immer mal sehen.“

„Ja, weit über dir hättest du es vielleicht schon sehen können, aber jetzt siehst du es tief, tief unter dir. Aber sieh, wir kommen näher und näher, und was siehst du? Männer mit bunten Uniformen sitzen in der Gondel des Lustschiffes, und ihren kühnen Flug in die Lüfte und ihr angestrengtes Nachdenken widmen sie der Frage, wie wohl das leichte Schiff der Lüfte auf die beste Weise zum schwersten Feinde der Menschen, zur fürchterlichsten Waffe des Krieges gemacht werden kann. Welchen Segen und welche Freuden könnte die Eroberung der Luft für die Menschheit bedeuten — die Freuden hast du ja heute erfahren —, und wie töricht und verblendet sind die Menschen, daß sie ihr ganzes Sinnen zu ihrer gegenseitigen Vernichtung aufwenden — —“

Mit rasender Schnelligkeit und doch sanft und weich ging es tiefer und tiefer; Ludwig konnte schon allmählich wieder Städte und Dörfer erkennen, und bald auch die vertrauten Dörfer seiner Heimat, und jetzt befand er sich sogar schon wieder in Kirchturmshöhe über seinem eigenen Vaterflädichen. Langsam schwebte die schöne Frau mit ihm über die Häuser dahin, er erkannte sein Elternhaus, und — er traute seinen Augen nicht! — standen da nicht der Vater und der Nachbar einträchtiglich nebeneinander? Und schauten sie nicht jetzt gemeinsam nach oben, in den Himmel, auf ihn und die schöne Frau? Aber nein, ihn hatten sie nicht gesehen, sie hatten das Wetter geprüft. Und in trautem Gespräch! Wie in den besten Friedenszeiten!

Sanft flog die schöne Frau mit Ludwig dem Dache seines Vaterhauses zu. Es öffnete sich wie durch Zaubermacht, und sie beide schwebten herein.

Dann fühlte Ludwig einen sanften Kuß auf seinem Munde, und eine weiche Hand strich leicht über sein Haar, und dann — — rieb Ludwig sich verwundert die Augen.

Wo war er? Auf dem Boden? Vor der Dachluke? Und wo war die schöne Frau, die ihn in die Lüfte entführt hatte?

War alles nur ein Traum gewesen?

Dort war noch die fliehende weiße, zarte Wolke, die er in traurigem Träumen angesehen hatte, als er vorhin dem beginnenden Streit im Garten entflohen war.

Ja, wie war es denn mit dem Streit? Er hörte ja gar keine erregten Reden und Schimpfworte! Nur ruhiges Gemurmel drang zu ihm herauf.

Da mußte er doch gleich mal hinunter und sehen, wie die Dinge standen.

Und fürwahr! Die beiden Väter standen einträchtiglich nebeneinander, wie er es vorhin im Fluge durch die Luft gesehen hatte, und die Mütter saßen sogar nebeneinander auf der Bank und plauderten so friedfertig, wie sie es früher nur je getan hatten.

Und jetzt nahmen die Männer ihre Gerätschaften zusammen, und Ludwig sah mit freudig klopfendem Herzen, wie sein Vater dem Nachbar die Hand reichte, und wie sich beide mit einem tiefen Blick in die Augen und mit kräftigem Händedruck etwas gelobten.

„Es bleibt dabei.“

„Kein Wort mehr darüber.“

Da winkte Ludwig Nachbars Karl und Vili mit den Augen, und als die drei vor dem Hause auf der Straße waren, fragte Ludwig den Karl, wie das alles gekommen wäre, und ob sich die Männer nicht gestritten hätten.

Da lachte Karl und sagte: „Tu' doch nicht so! Du warst doch dabei, oder hast du geträumt?“

Ludwig errötete und erwiderte etwas verlegen, daß er sich weggeschlichen hätte, als die Männer zu streiten ansingen.

„Ach,“ sagte Vili, „erst schimpften sie beide ein wenig, und dann weinte deine Mutter — —“

„Deine doch auch?“

„Ja, meine auch, und dann sagte mein Vater was von morgen, da wäre was los, und — und — —“

„Na, du — du verstehst auch nichts,“ fiel Karl seiner Schwester ins Wort, „was los! Morgen ist Maisfeier, sagte mein Vater, und da wäre es doch 'ne Schande, wenn sie sich beide heute so streiten täten.“

„Und was sagte mein Vater da?“

„Er sagte erst nichts, und da sagte mein Vater, er hätte den Streit überhaupt satt, und morgen wollte er den Zaun abreißen und um einen Fuß zurücksetzen.“

„Und da?“

Ludwig las seinem Freunde die Worte fast vom Munde ab.

„Und da sagte dein Vater: „Nä, Friz, das tuſte nicht. Der Zaun bleibt ſtehen, und ich werde nie ein Wort mehr darüber ſagen.“ Und morgen wäre Maifeier, und da wollten ſie beide hingehen —“

„Und wir kommen auch mit,“ ſagte Billi und klatschte vor Freude in die Hände.

Und dann ſprangen die Nachbarſkinder fröhlich in ihre Häuser.

Ernst Amstos.

o o o

Maifeier der Kleinen.

Von Ludwig Hand.

„Zieh mir die neuen Kleider an,
Zur Mutter ſpricht's der kleine Jan
Mit einem Freudenscrei.

„Heut iſt der Erſte Mai!“

„Zieh mir die neuen Kleider an,
Zu meinem Lehrer ſag ich dann:
Die Eltern ſind zu Haus,
Wir gehen heute aus!“

Zum Vater trippelt Lenchen hin.
„Ich ſag zu meiner Lehrerin:
Die Eltern haben frei,
Wir feiern Erſten Mai!“

Der Vater hebt den Diebling hoch.
„Trotz alledem! Wir feiern doch!
Wir feiern unſern Mai,
Die Arbeit werde frei!“

Die Sonntagskleider holt herbei,
Es iſt ja heut der Arbeit Mai!
Zum Maientag geſchmückt,
Die Kinder in die Schule ſchickt!

o o o

Aus der römischen Geſchichte.

(Schluß.)

Für die Uneigennützigkeit, Rechtlichkeit und Unbeſtechlichkeit der früheren Zeiten gab es in dem ſpäteren Rom keinen Platz mehr. Die Männer, die aus Ehrgeiz oder Gewinnſucht, oft aus beiden zuſammen, an die Spitze kommen wollten, kauften die Volksmaſſen durch Aufteilungen von Geld und Getreide und durch Spiele, welche die größten Summen ver-

ſchlungen. Scaurus der Jüngere, der kurze Zeit ein hohes Amt im Staate bekleidete, ließ eigens ein Rieſentheater für die Spiele bauen, die er während ſeiner Amtsdauer gab. Der Bau faßte 60000 Menſchen, war mit 360 Marmorſäulen, 3000 Statuen aus Bronze und vielen anderen Koſtbarkeiten geſchmückt, und wurde trotz der vielen Hunderttauſende, die er geſojtet hatte, abgeriſſen, als Scaurus' Amtstätigkeit zu Ende ging. Als Julius Cäſar in blutigen Bürgerkriegen ſeine Nebenbuhler um die Alleinherrſchaft vernichtet hatte, verteilte er reiche Geſchenke und gab glänzende Feſte. Nach dem römischen Schriftſteller Sueton erhielt damals im Volke jeder Mann 10 Modien (zirka 90 Liter) Brottorn und 10 Pfund Öl, dazu bares Geld im Werte von 80 Mark. Da zu jener Zeit der tägliche Lebensunterhalt mit 10 Pf. beſtritten werden konnte, war das eine ſehr große Summe; reichlich zwei Jahre konnte ein einzelner davon leben. Aber dieſe Gabe dünkte Cäſar noch nicht ſeiner würdig. Er übernahm die Bezahlung aller Wohnungsmieten für ein Jahr, die in der Stadt Rom bis 400 M., in dem übrigen Italien bis 100 M. betrug. Dazu fügte er einen Feſtſchmaus, bei dem an 22000 Tiſchen 200000 Perſonen reichlich bewirtet wurden, und eine Fleiſchverteilung. Nach ſeinen Siegen in Spanien gab er dem Volke noch zwei großartige Frühſtücke. Die Schauſpiele, die er veranſtaltete, waren von unerhörter Pracht. Einem Schauſpieler zahlte er für eine einzige Aufführung ein ganzes Vermögen: 100000 Mark. Bei einem großen Kampfſpiel, das Cäſar nach ſeinen Siegen in Gallien veranſtaltete, wurden 400 Löwen und 20 Elefanten verwendet. Freilich, was will das beſagen gegen die 5000 wilden Tiere, die auf Befehl des Kaiſers Titus (79 bis 81 n. Chr.) an einem Tage in der Arena des Koloffeums gegeneinander loſgelassen wurden. Ein einziges Fochterspiel koſtete oft 150000 M. und mehr. Wenn man das hört, wird es begreiflich, daß Cäſar in der Zeit vor ſeinen großen Eroberungszügen binnen einigen Jahren gegen 39 Millionen Mark Schulden für Spiele gemacht haben ſoll, die er dem Volke gab. Sein Nachfolger in der Alleinherrſchaft, Auguſtus, der erſte römische Kaiſer (30 v. bis 14 n. Chr.), bewarb ſich in ähnlicher Weiſe um die Gunſt des Volkes. Er verteilte Getreide und Geld, mancheſmal 80, mancheſmal 50 M. pro Mann. In Teuerungsjahren verdoppelte er die Geſchenke, und ſogar Knaben unter elf Jahren

ließ er den erwachsenen Männern gleich bedenken. Unter Cäsar und Augustus aber hatte die Sittenverderbnis in Rom, hatten Bestechlichkeit und Käuflichkeit noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Im Laufe der Zeiten ward es damit noch schlimmer, denn immer weniger arbeitete das römische Volk für seinen Lebensunterhalt, und immer märchenhafterer Reichtum strömte in einer kleinen Zahl von Familien zusammen.

Dazu kam, daß die Männer, welche den Staat regierten und verwalteten, in wachsende Abhängigkeit von dem Heere gerieten. Mochten sie gut oder schlecht regieren und verwalten, sie brauchten die Soldaten, nicht bloß, um durch Eroberungen Ruhm und Schätze zu gewinnen, sondern auch im Frieden, bald um das murrende Volk darniederzuhalten, bald um Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen. Die Anhänglichkeit der Truppen mußte aber teuer bezahlt werden. Jeder römische Soldat erhielt ein großes Antrittsgeschenk, einen hohen Sold, und als Entlassungsgeschenk außer Land später ebenfalls noch eine recht stattliche Summe. Zur Zeit des Kaisers Caracalla, einem der schlimmsten Wüteriche, welche die Geschichte kennt, betrug das Entlassungsgeschenk fast 4500 Mk. Das alles und die Kriegsbeute dazu befriedigte die Soldaten noch nicht. Sie verlangten und erhielten von Feldherren und Kaisern außerdem noch besondere große Geschenke. Schließlich fühlten sie sich als die eigentlichen Herren von Rom. Die Prätorianer, die kaiserliche Leibgarde, verkauften die Kaiserkrone an den Meistbietenden. Claudius (41 bis 54 n. Chr.) zahlte jedem Prätorianer etwas über 2000 Mk. dafür, daß er den Thron erhielt. Von Nero (54 bis 68) erhielten die Leibgardisten den gleichen Betrag, der von da an gleichsam zu einer festen Tasse für die Kaiserwürde wurde. Die höchsten Würdenträger im Reiche aber, ihre Angehörigen und Günstlinge trieben wieder ihrerseits einen schamlosen Handel mit den Ämtern und Stellen, die sie zu vergeben hatten. Und so setzte sich der Schacher von oben nach unten fort. Es gab in Rom keinen Posten, der nicht feil war.

Natürlich brachte die Entwicklung Roms zu einem Weltreich nicht bloß Verderbnis und Verfall mit sich. Reichtum und freie Zeit ermöglichten einem Teil der Römer, Künste und Wissenschaften zu pflegen. Das geschah besonders, nachdem sie in Verbindung mit Völkern kamen, die höher standen als sie selbst, wie vor

allen die Griechen. Die römische Baukunst hauptsächlich hat Werke geschaffen, die wir noch heute ob ihrer Gewaltigkeit und Schönheit bewundern. Außer Palästen, Tempeln, Theatern usw. wurden die großartigsten Arbeiten durchgeführt, die der Volksgesundheit, dem Verkehr und Handel dienen oder den Ackerbau fördern sollten. Die Römer bauten prachtvolle Thermen (öffentliche Bäder); sie legten in Rom und in anderen Städten Kloaken an, das sind Kanäle, welche den Unrat fortzuschaffen; sie errichteten kunstvolle Wasserleitungen, welche teils unterirdisch, teils von hohen kühnen Bogen getragen stundenweit reines Quellwasser in die Städte leiteten. Ein Netz trefflich angelegter, sorgfältig gepflegter Straßen überspannte das Reich; besonders berühmt ist die gut gepflasterte Appische Straße, die von Rom aus nach Unteritalien zog, und deren Bau bereits 312 v. Chr. begonnen wurde. Der bereits genannte Claudius, einer der beschränktesten und grausamsten Kaiser, ließ den Hafen von Ostia ausgraben und sichern und den Fuciner See durch einen Kanal ableiten. An diesem Entwässerungswerk allein arbeiteten 30000 Menschen elf Jahre lang. Durch großartige Entwässerungsanlagen wurden im Süden von Rom die Pontinischen Sümpfe trocken gelegt und dadurch 100000 Hektar für den Ackerbau gewonnen. Im Frieden, durch fleißige Arbeit wurde so ein Stück Land erobert, groß genug, daß darauf 33 Städte emporblühen konnten, deren Bewohner in der Hauptsache von der Landwirtschaft lebten. Heute sind diese großartigen Werke verfallen, und die Sümpfe sind wieder zur Einöde geworden, aus denen das Fieber in die benachbarten Gegenden kriecht. Es waren in der Hauptsache Sklaven, welche die kunstvollen Bauten ausführten, die sinnerreichen Wasserwerke anlegten.

Auch in der allgemeinen Sittenverderbnis, die das Kind des Reichthums Weniger, der Armut der Vielen war, hat es gewiß nicht an einzelnen Männern und Frauen gefehlt, welche die alten Römertugenden in ihrem Familienkreise wie im öffentlichen Leben übten. Eine solche Lichtgestalt inmitten einer Zeit häßlichsten Lasters zeigt uns Karl Gerolds schönes Gedicht „Arria“, das die gleichnamige tapfere Gattin eines Römers feiert, der an einer Verschwörung gegen den Tyrannen Claudius teilgenommen hatte. Römer, die an heißer, uneigennütziger Vaterlandsliebe mit den besten Männern der Vergangenheit wetteifern konnten, haben wieder und wieder ihre Landsleute zu der alten

Achtung vor Gesetz und Recht, zu der früheren Sittenstrenge und Redlichkeit zurückzuführen versucht; haben sich bemüht, durch Gesetze und Einrichtungen der wahnsinnigen Verschwendung der einen, der Armut der anderen zu steuern. Ja, die weitschauendsten und kühnsten von ihnen, — wie das edle Brüderpaar der Gracchen (133 und 121 vor Christus) — trachteten danach, die allzu große Ungleichheit des Landbesitzes zu beseitigen, in dem sie die Wurzel alles Übels erblickten. Aber alle Mahnungen und Versuche, die Zustände und die Menschen zu bessern, blieben erfolglos.

Riesenvermögen häuften sich in den Händen einiger Tausenden an, und Sklavenwirtschaft und Ausraubung der unterjochten Völker trieben dem Verfall entgegen. Die Ausplünderung der Länder, über welche Rom herrschte, führte zu ihrer Verarmung und verschloß damit die eine Quelle des Reichtums. Die Sklavenwirtschaft hatte die Ausplünderung und Verarmung des Bodens, den Stillstand, ja das Verkommen von Ackerbau und Viehzucht zur Folge. Der Sklave, der die Früchte seiner Arbeit nicht genießt, der statt ihrer nur ein hartes, mühseliges Leben erntet, der grausam behandelt und verachtet wird, kann auf die Dauer kein guter Arbeiter sein. Er lernt nicht den Wert, die Freude und die Ehre der Arbeit kennen. Er tut daher nur, was er tun muß, und spannt nicht freiwillig alle seine Kräfte an, um seine Arbeit immer besser zu machen, um sich Arbeitsarten und Arbeitsmittel auszudenken, welche sein Mühen reiche Früchte tragen lassen. Die römische Landwirtschaft verfiel, große Ländereien wurden unfruchtbar und verödeten, die Viehherden hatten nicht die richtige Pflege und verkamen. Im Altertum aber war die Landwirtschaft die wichtigste Grundlage des Wohlstandes der Völker. Die zweite Quelle des römischen Reichtums versiegte. Durch neue Eroberungen konnte kein Ersatz geschaffen werden. Der römische Bauer, der, an Arbeit und Strapazen gewöhnt, für sein Vaterland kämpfte und sich strenger Zucht unterwarf, war ein vorzüglicher Krieger. Der römische Soldat, der im Frieden faulenzte, sich an mörderischen Spielen ergötzte, zuchtloser Verwilderung anheimfiel und jedem feil war, wurde bald auch für sein blutiges Handwerk untauglich. Die einst so gefürchteten römischen Legionen vermochten zuletzt nicht einmal mehr die Grenzen des Reiches, ja die Stadt Rom selbst gegen die einfallenden wilden Horden der Völkerwanderung zu schützen. Die

nämlichen Hauptursachen, welche in Rom die Herrschaft einiger Familien und dann eines Einzigen möglich gemacht hatten, öffneten später den Barbaren die Tore. Kleine Völkerstämme freier Hirten und Bebauer des Bodens, die in ähnlichen Gemeinschaften zusammenlebten, wie die Römer am Anfang ihrer Geschichte, besiegten die Söldnerheere und schlugen das Weltreich in Trümmer. Denn die Ausplünderung und Unterdrückung der Sklaven und versklavten Völker, auf die sich einst die Größe des römischen Reiches gestützt hatte, war derart auf die Spitze getrieben worden, daß es nun an ihr zugrunde gehen mußte.

o o o

Urria.

Von Karl Gerol.

Die Verschwörung ist mißlungen,
Pätus sitzt vernichtet da,
Von der Gattin Arm umschlungen,
Der getreuen Urria;
Bleich umfassen sich die Gatten,
Wortlos, mit gebrochnem Mut,
Der Gardine Purpurschatten
Sucht sie wie in dunkles Blut.

Pätus darf nicht länger leben,
Finster lächelt Claudius;
Mag er selbst den Tod sich geben,
Lautet gnädig sein Beschluß;
Draußen harren die Eiforen,
Und das Weib des Römers spricht:
„Freund, dein Leben ist verloren,
Aber deine Ehre nicht.“

Auf des Tisches Marmorplatte
Blickt das kurze Römerschwert,
Ihren Blick versteht der Gatte:
„Sei ein Mann, der Väter wert!“
Und er greift es, zückt — und zaudert,
Senkt die Stirn in stummer Qual;
Ach! das warme Leben schaudert
Vor dem kalten, scharfen Stahl.

Angstvoll hört sie vor dem Saale
Schon den Schritt der Schergen gehn,
Und sie jammert's, im Gemahle
Statt des Manns ein Kind zu sehn. —
Sel's denn, wenn ein Kind, ein krankes,
Die Arznei vom Munde stieß,
Schlürft die Mutter selbst des Kranken:
„Nimm, mein Kind, es schmeckt ja süß!“

Und er sieht ihr Auge glänzen,
 Und des bittern Tods Pokal
 Dem Geliebten zu kredenzen,
 Faßt sie rasch den blanken Stahl,
 Bohrt sich tief die Todeswunde
 In des Busens keuschen Schnee,
 Lächelt mit erblaßtem Munde:
 „Pätus, nimm, es tut nicht weh!“

o o o

Der Teufel und der Bogt.

Ein nordisches Märchen.*

Es war einmal ein Bogt, so ein echter und rechter Leuteschinder, einer von der allerschlimmsten Sorte. Da kam eines Tages der Teufel und wollte ihn holen. „Ich höre von den Leuten nie etwas anderes als: ‚Der Teufel hole den Bogt!‘ Jetzt mußt du mit mir gehen“, sagte der Teufel.

„Ja, wenn du auf alles hören willst, was die Leute sagen, dann mußt du hinter mehr herjagen, als du aushalten kannst“, sagte der Bogt. „Aber wenn du so ein guter Mann bist, der alles tut, um was ihn die Leute bitten, dann könnte ich diesmal ja auch noch frei ausgehen.“

Und so gelang es dem Bogt, den Teufel herumzubringen, denn der war wirklich gutmütig; so kamen sie überein, eine Strecke miteinander weiterzugehen, aber der erste Mensch, der austrufen würde: „Dich soll doch gleich der Teufel holen!“ der sollte dem Teufel verfallen und der Bogt dafür frei ausgehen. „Aber so recht von Herzen muß es kommen“, sagte der Teufel.

Zuerst kamen sie an eine Hütte; davor stand die Hausfrau beim Butterstoßen. Als sie Fremde daherkommen sah, mußte sie sich natürlich umsehen; indessen aber watschelte das kleine Stubenferkel herbei, schnüffelte gemächlich an dem Butterfaß herum und steckte seinen Rüssel in die Buttermilch; da fiel das Butterfaß um, und das Ferkel schleckte schmagend die Sahne auf.

„Gibt es wohl ein dummeres Vieh als so ein Schwein!“ rief die Frau. „Dich soll doch gleich der Teufel holen!“

„Nimm doch das Ferkel!“ sagte der Bogt. „Meinst du, sie gönne mir das Schweinefleisch?“ sagte der Teufel. „Was hätte sie

denn dann im Winter zum Sonntagschmaus? Nein, das kam nicht von Herzen.“

Sie gingen weiter und kamen bald an eine andere Hütte. Hier hatte der kleine Junge sich schlecht aufgeführt. „Nein, ich mag dich gar nicht mehr!“ rief die Frau. „Die ganze Zeit muß ich hinter dem Schmutzstink her aufpußen und aufwaschen. Dich soll doch gleich der Teufel holen!“

„Nimm doch den Jungen!“ sagte der Bogt. „Ach, das kommt nicht von Herzen, wenn die Mutter über das Kind loszieht“, sagte der Teufel.

Sie gingen wieder eine Strecke weiter; da begegneten ihnen zwei Bauern.

„Stiehst du dort unsern Vogt?“ sagte der eine. „Ja, den soll doch gleich der Teufel bei lebendigem Leibe holen, den Leuteschinder!“ rief der zweite.

„Das kam von Herzen. Her mit dir!“ sagte der Teufel.

Und da half kein Betteln und kein Betteln; er mußte mit.

o o o

Daher kommt's.

Wie machen die Bäcker
 Die Wecke so klein!
 Sie schieben dreihundert
 In's Ofenloch' nein.

o o o

Mama Maus.

Von Emma Böts.

Am Ackerfeld, in ihrem Haus,
 Trägt Körner ein die Mama Maus.
 Daneben spielen ihre Jungen
 Und haben just ein Lied gesungen.
 Da kommt die Tante zum Besuch,
 Die ist so dick und ist so klug!
 Und schilt: „Was sind denn das für Sachen,
 Das könnten doch die Kinder machen!
 Wir wurden auch schon klein geplagt
 Kein Mäuslein hat danach gefragt!“
 Doch Mama Maus spricht: „Laß sie spielen,
 Grad uns, die wir's noch heute fühlen,
 Wie freudlos unsre Jugend blieb,
 Ist unsrer Kinder Lachen lieb.“

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Setlin (Eunzel), Wilhelmshöhe,
 Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.

* Aus „Nordische Volks- und Hausmärchen.“
 Zweite Sammlung. München, Verlag Albert Langen.